

Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Einem jungen Mädchen.

Von Roland Abramson.
In all den Jahren, die ich dich gekannt,
Sag' ich dich niemals ernsthaft trüblich
blauen;
Denn dich umtrugst — des Frühling
Sonnenschein.
Und dich anklaten frohe, leise Lieder,
Und selbst das Mühen; jeder Lieber
muß.
Das netzt sich tief die hinterm Ohr
sich,
Es steht d' gut.
O halte fest die holden Lebensgüter,
Die köstlicher als Gold und Edelstein:
Den frischen Mut, das fröhliche Ver
trauen,
Den Schmelmtrost: es kann dir nichts ge
schehen!
Bemühe sie auf deinem Lebenspfad,
Der aufwärts führt zu stolzer, reiner
Höh.
Und komm das Schicksal einst auch dir
entgegen,
Sieht über dir des Frühling's Kronen
schlein
Und dir im Aug' das leide Schmel
tädeln.
So hält es ein... und lächelt wohl ein
wenig,
Und statt des Leides, das dir zugehört,
Wirt's dir entgegen wie in neckischem
Spiel
Des Glückes wundervolle, rote Rose.

Die goldene Krücke.

Von Leon Lafage.
„Wie dumm“, brummte Pechaulis
auf sich hin, „wie dumm ich nur
war!“
Er war eifrig bestrebt gewesen,
fünfundzwanzig Louis — seinen gan
zen monatlichen Studentenwechsel —
im Klub zu verlieren. Sobald er um
die Straßenecke gebogen und sich den
Portiers, deren bleiernes Pflagma so
viel Ironie ausdrückte, fern fühlte,
wagte er seine Taschen zu untersuchen;
wenn er alle Silber- und Nickel
stücke zusammenzählte, so betrugten sie
zusammen sechs Frank fünfzehn Cen
times. Da sah er sich philosophisch
auf die Terrasse eines Cafés und
wiederholte unaufhörlich, um seine
Verirzung abzurufen: „Wie dumm!“
„Mein Herr“, sagte der Kellner
mit dem Willkustopfe, „Sie sehen
doch, daß ich herbeieile, bevor Sie
geklopft haben.“
Pechaulis lächelte, aber es war
wohl nur insinuitiv. Er hatte für
heute Abend Fräulein Uly, eine klei
ne, mit dem Preise ausgezeichnete
Konseruatorin, nach einem Restau
rant der Champs-Élysées zum Diner
gebeten. Wirklich, er mußte wohl
dem Spielteufel verfallen gewesen
sein, daß er eine Stunde lang ver
gessen hatte, an sie zu denken. Uly
war ein hübsches, zierliches, blondes
Verföndchen — eine kleine Meißener
Nippesfigur vom Montmartre, die er
nur wenig kannte, aber um so mehr
liebte. Seit acht Tagen hatte er die
seinen entscheidenden Abend vorbereitet.
Man weiß es ja, Krebsfüße und
Trüffel — das Rote und das
Schwarze — Sumos auf amerikani
sche Art und Selt extra dry — die
Violinen der Zigeuner, welche diese
wunderbare Stunde befüllen, und die
auf dem Tische stehenden Blumen,
die ihre Blütenblätter wie einen
Tribut des Glücks verstreuen, lassen
die Augen der Frauen in Glück und
Lebensfreude aufleuchten. . . Him
mel, wäre das ein vergnügter Abend
gemorden! Nun blieb ihm nur ein
verlorenes Paradies. Er konnte
nichts anderes mehr tun, als Fräu
lein Uly telegraphisch irgendeine an
nehmbarere Entschuldigung schicken. . .
Ein plötzlicher Trauersfall war immer
noch das wahrheitsähnliche. Und dann
machte es auch einen einfachen und
betäubenden Eindruck.
Pechaulis war eben im Begriff,
mit seinem Stock wütend auf den
Tisch zu schlagen und ein Rohrpost
formular und Schreibzeug zu beor
dern, aber er ließ seine Absicht un
ausgeführt.
Was, dachte er, habe ich denn das
Recht, wie in Lumpenketten zu handeln?
Worum dachte ich nur?
Am Ende seines Stockes aus west
indischem Holz glänzte eine massive
goldene Krücke in Form eines De
gentopfes, wie man sie bei Hofe traug.
Sie war das fürstliche Geschenk, das
eine alte, burchous nicht zu reiche
Tante ihm bei Gelegenheit seines glück
lich bekannten Doktorates gemacht
hatte. Und während er die
köstliche goldene Krücke betrachtete,
kam ihm eine glänzende Idee. Der
junge Mann zog ein Zweifelhafes
aus seiner Tasche, und anstatt ein
Rohrpostformular zu verlangen, be
gabte er, stand auf und hielt ein
Auto an.
„Nach dem Pfandhaus!“
Pechaulis sagte sich: „Was von
meiner Tante kommt. . . kann auch
zu ihr zurückkehren.“ Wenn er sein
eigenes Auto mit der goldenen Krücke
verkauft, so würde er heute nachmit
tag einige Louisd'or in der Tasche
und Fräulein Uly zum Diner ha

ben. Und im Augenblick glänzte ihm
die ganze Straße verheißungsvoll
entgegen. O lieber Himmel, welch
eine Fülle von Glückseligkeit doch in
dem Geschenk einer alten Tante ver
borgten sein kann! Dabon hatte er
damals wahrhaftig keine blasse Ah
nung gehabt, als sie ihm den Stock
überreichte.
Er trug dieses Glück bis zu dem
kleinen Saal, der mit Benachrichti
gungen und Anschlagzetteln tapeziert
war und in dem düster schweigende
Leute warteten. In diesem Publi
cum war ebensoviel alltägliche, schlecht
getheilte Armut wie elegantes Glend
betreten. Aber alle diese Leute hat
ten gefurchte Gesichter und unruhige
oder traurige Augen. Pechaulis war
es, als ob er sich verirrt hätte; er
dachte daran, zu fliehen. Der Ofen,
der so hoch war, wie ein Pfeiler,
strömte einen herben Geruch von Koh
len und Eisen aus. Ein körperliches
Mißbehagen überkam den Studenten
und ließ seine Wangen erbleichen. Er
hatte sonst keineswegs einen so großen
Abscheu gegen Verschmutzungen,
aber diese Armeleutensphäre be
nahm ihm fast den Atem.
„Sagen Sie sich, mein Herr“, sagte
ein junges Mädchen an seiner Seite.
Er gehorchte, lächelte aus Höflich
keit und sah ein niedliches, schlau
es, schwatzhaftes, reizendes Pariser
Fräulein neben sich.
„Sagen Sie, mein Herr“, sagte
das kleine Fräulein, „man ist sonst
hier zu beengt. Es riecht schlecht, es
ist düster, ach, und es dauert so
lange! Aber nun fühlen Sie sich
bereits besser, nicht wahr? Es kann
einem hier wirklich übel zumute wer
den, wenn man nicht ganz taub ist.“
Mir ist es vorhin beinahe ebenso er
gangen.“
Pechaulis dankte seiner Nachbarin.
Es entzündete ihn, auf diesem leucht
enden brünetten Anblick den sorglosen,
jugendlichen Ausdruck zu finden, den
er so sehr liebte und der ihn stets
in gute Stimmung versetzte.
„Dauert das aber lange!“ wieder
holte das junge Mädchen.
„In meiner Heimat“, sagte Pech
aulis mit leiser Anzüglichkeit, „geht
die Sage, daß derart ungebulbige
Leute eilig sind, wie Versprochene.“
„Und wenn Sie wahr sagen?“
„So mache ich Ihnen mein Kom
pliment, mein Fräulein.“
Die mit solcher Heiterkeit begon
nene Unterhaltung ging bald auf ver
trauliche Mittelungen über. Es gibt
plötzlich erwachende Sympathien, die
alle Abstände überbrücken.
Das junge Mädchen hieß Lucie Gam
ine und arbeitete in einem großen
Geschäft des Faubourg Antoine. Ihr
Bräutigam, seines Zeichens Tischler
— Kunstschüler, mein Herr! — war
ein fröhlicher, fröhlicher und sanfter
Burche. Sie hatte nicht die geringste
Bange, sie würden schon sehr gut zu
sammen leben. Jetzt hatten sie zwar
erst, um ein Heim zu gründen, die
fünf Sous aus dem bekannten Liede.
Aber was tat's, man würde eben
warten müssen.
„Das ist sehr schwer, wenn man
sich liebt“, sagte Pechaulis.
Sie lachte. Immerhin gab sie zu,
daß es sie beide ärgerte, sich keine
richtige Hochzeit erlauben zu können,
einer jener glücklichen Festtage in Ge
sellschaft guter Freunde, an denen
man die Esel in Robinson bestiegt
und in poetischen Worten lauscht.
Doch nun wollte sie ihrem Bräutigam
eine Überraschung, eine wunderbare
Überraschung bereiten.
„Wirklich?“ fragte der Student.
„Ja, mein Herr. Meine Mutter
besitzt ein Kleinod, eine sehr teure
Broche, die schon lange in der Fa
mille ist! Aus Gold, mein Herr,
mit echten Perlen und Brillanten. O,
sie ist ganz wundervoll, diese Broche,
sie ist eigentlich eine Art Familien
heiligtum, denn Sie können sich wohl
denken, daß eine derartige Kostbarkeit
auch nicht im mindesten zu den bür
gerlichen Verhältnissen paßt, in denen
wir leider schon seit Jahren leben.
Niemand, selbst in den härtesten Win
tern, haben wir sie veräußern wollen.
Und glauben Sie, die Winter hat
nicht gerade sehr bitter bei uns. Doch
als meine Mutter mich jetzt so un
glücklich sah — denn wir haben den
Heiztag hinausgeschoben müssen —
sagte sie mir: Nimm die Broche
und verleihe sie, ich könnt sie später
einlösen.“ Ich habe Mama umarmt,
und da bin ich nun. Wird mein
Verlobter aber glücklich sein und auch
seine Freunde? Man wird mir doch
mindestens hundert Frank! darauf
leiden, nicht wahr, mein Herr? Geben
Sie, ich habe den ganzen Morgen
damit verbracht, das Gold blank zu
putzen.“ Und Fräulein Lucie öffnete
mit großer Ehrfurcht und einer Ver
wunderung, die sie ganz ernst machte,
ein altes ledernes Schmuckkästchen mit
abgeriebenen Ecken und veralteten

Sammet, auf welchem eine mit klei
nen Brillantplättchen besetzte Krone
leuchtete. Ach, mit dem einzigen
Blick schätzte Pechaulis das arme
liche Kleinod ab. Diese Broche, die
sich in der Familie Gamine wie ein
Schatz weiter vererbte, bestand aus
Messing, aus lächerlichen Perlen, die
abbröckelten, und aus gewöhnlichen
Glasplättchen. Sie war vielleicht
einige Sous wert. Um den Studen
tenpreß sich plöglich das Herz zu
sammen. Er stellte sich die Enttäu
schung dieses armen jungen Mäd
chens vor — wie es eben noch so
glücklich gewesen, daß es das Bedürf
nis gehabt hatte, jemanden an seinem
Glück teilnehmen zu lassen — und
dann die nüchterne Stimme des Be
amten, die man alle zehn Minuten
nach einem kurzen Geräusch der Wag
schale und einem leise geführten Ge
spräch vernahm und ihr bei der Rück
gabe des wertlosen Schmuckes erklä
ren würde: „Darauf kann man nichts
leihen, mein Fräulein.“ — Er sah
in Gedanken die Blässe des bestürzten,
fassunglosen jungen Mädchens. Er
fühlte alle Enttäuschungen der alten
Mutter, allen Kummer dieser Bedürf
tigen mit den guten Herzen und den
arbeitsamen Händen im voraus.
Fräulein Lucie stiedie die Broche in
das Etui zurück.
„Meine Mutter“, sagte sie, „hätte
sie mir gern an meinem Hochzeitstage
angestrichelt, doch es geht nun einmal
nicht anders. . . Nicht wahr, mein
Herr, sie ist wunderbar schön?“
„O ja, mein Fräulein.“ Aber die
Tür öffnete sich, und eine neue Grup
pe von Glend ward sichtbar. Die
jungen Leute erhoben sich rasch, um
ihren Platz in der vor den Schol
tern stehenden Reihe zu bewahren.
Die Tür ging jetzt unaufhörlich mit
Innendem Geräusch, und Fräulein
Lucie, die von den Nachkommenden
gestohrt wurde, besaß sich über das
unbequeme Stehen. Da fragte Pech
aulis, dem plötzlich eine Idee auf
tauchte: „Wollen Sie mir Ihr Kleinod
anvertrauen, Fräulein? Ich werde
Ihre Nummer nehmen, und Sie kön
nen sich wieder hinsetzen. . . Sie
kommen gerade heran.“ Vertrau
ensvoll händigte sie dem jungen Man
ne das Schmuckstück aus und lehrte
lächelnd auf die Bank zurück, um sich
in glückliche Träume von ihrem Bräu
tigam und von den heiteren Freun
den, die man zu dem Feste in Ro
binson einladen würde, zu verlie
ren.
„Hier ist Ihre Nummer, mein
Fräulein“, sagte Pechaulis, indem er
ihre Nummerkarte reichte, „und in
diesem Papier ist Ihr Etui: man be
hält nur das Schmuckstück. . . Das
Räthchen ist gut eingewickelt, steden
Sie es nur in die Tasche, damit Sie
es nicht unter all diesen Leuten ver
lieren. . . Uebrigens wird man Sie
nicht mehr lange warten lassen.“
„Danke, mein Herr“, sagte sie, „und
zur Belohnung habe ich Ihnen auch
Ihren Platz hier freigehalten.“
Pechaulis setzte sich in großer Er
regung. Seine Augen hasteten auf
dem Papier, von dem das Etui ein
gefüllt war, er zitterte davor, daß
das junge Mädchen es entfaltete;
denn wenn auch der Student seinen
Stock mit der goldenen Krücke nicht
mehr in Händen hielt, so umpann
ten dafür Fräulein Lucies Finger,
ohne es zu wissen, ihr Messing
Kleinod mit den falschen Steinen.
Inzwischen, sie stredte das Papier ruhig
in die Tasche. Sie warteten, und
Pechaulis sah Lucie zutraulich wie
eine Freundin an.
„63!“ rief plötzlich der Beamte.
„nochmals 63! Antwortt niemand?“
Die Nummer ging von Mund zu
Mund.
„Aber das ist ja die Ihre, mein
Fräulein“, sagte plötzlich der junge
Mann.
„Bitte, mein Herr!“
„63! Hundert und achtzig Frank!
Nehmen Sie an?“
„Ja ja!“
Ob sie annahm! Sie warf einen
triumphierenden Blick auf Pechaulis.
Und der junge Mann sah sie mit
Kopfen dem Herzen leichtfüßig und
lachend in der Menge verschwinden.
Bald entdeckte er sie wieder vorn am
Schalter, wie sie glückselig einen
Louisd'or nach dem anderen, den der
Beamte aus dem Tische hinweg leh
in Empfang nahm. Da entschloß
Pechaulis und murmelte: „Hundert
und achtzig Frank! Die Tante hat
ihre Sache gut gemacht.“ Und da es
schon spät war, so eilte er nach dem
nächsten Postamt, um seiner kleinen
Konseruatorin einen verzweifelt
Rohrpostbrief zu schicken.
— Angewandte Reden.
— Frau: Weist du es schon?
Unter Quarkart ist tot.
Mann: Sticht du, was andere
eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Das Wunderkind.

Eine Skizze von Hans Herbert Ulrich.
Die letzten schritten Laute einer zu
Ende gehenden Burleske verhallten im
pompösen Beifall des dichtgedrängt
liegenden Publikums. Der Vorhang
fiel rasch und ließ halb die verben
Scherze der Orgentruer vergessen.
Aus einer wilden Marschmelodie
sprang das Varieté-Orchester in ein
Menuett um, das in seiner Reinheit
in diesem hallenartigen Raum, ange
füllt von Bier- und Tabakdunst, seltsam
fremd anmutete. Laute Stim
men, Lachen und das Geräusch rüden
der Stühle dampfte sich zu einem
Murmeln herab. Noch immer war
der Vorhang geschlossen, Finsternis
füllte den Zuschauerraum.
Bald darauf brach die zärtliche Me
lodie ab. Ein Herr im Frack trat vor
die Rampe. Im eigenen Interesse
des Publikums hat nochmals
Ruhe für die bevorstehende künstleri
sche Leistung.
Von neuem setzte die Kapelle ein.
Ein Koloritied. Der Vorhang hob
sich rasch. In hellem Lichte strahlte
die Bühne. Nur ein schwerer Teppich,
auf dem ein Ledersessel stand, war
sichtbar. Im Zuschauerraum lautlos
Stille. Da kam das Wunderkind
Andrea. Es trug den handgeschmied
ten Vodenpoff so stolz, als sähe ein
Königlein darauf. Das weiße, kurze
Kleidchen spitzig gesäumt, unter dem
zierlichen, goldfädenumwundenen
Kinderarm die Geige.
War es der Kontrast zur vorigen
Attraktion des Varietéprogramms,
war es Anbacht, Ehrfurcht, war es
Verwunderung über so viel junge
Schönheit? — Keine Hand hob sich
zum Beifall, als ein leichtes Reigen
des zierlich klugen Mädchenkopfes aus
dem hellen Kampenlicht in das Dunkel
des Zuschauerraumes hineingrührte.
Es war wie Anbacht, was nun die
Zuschauer erfüllte, die nach nüchtern
Arbeit und Alltag gekommen waren.
Grotesken einer einmaligen Kunst
auf sich wirken zu lassen. Dies Kin
derbild auf der Bühne, über die eben
noch großbemalte Clowns und Jong
leure in wilden Sprüngen und Ver
rentungen gezogen waren, wirkte wie
ein kleines Ständchen, wie etwas
vom harten Leben Unterlirtes.
In den Clouffestel geschmiedet, spielte
Andrea ihre Träumereien. Eine weh
mütig aufschauende Welt von junger
Schnulch. Es war, als käme diese
kinderhafte Hilflosigkeit beim Geigen
spiel das fremde, große Publikum im
dunklen Raden des Zuschauerraumes
um Gnade für ihre Jugend. Der
rote, frische Mund schien in seinem
versunkenen Lächeln die ihr fremde
Welt der Erwachsenen um Beifall zu
bitten. Nur die Augen schwarz und
in ihrer Tiefe erglühend, blickten
ernst. In ruhig gewordener Traurig
keit leuchteten sie in seltsamen Gegen
satz zu dem lachenden Gesicht.
Der letzte heisse Ton dieser him
melshohen Träumerei verlor aus
Andreas Geige. Von Hunderten von
Händen rauschte der Beifall zu dem
Mädchen empor. Die Geige sank auf
die Knie, das Köpfchen nützte und
grüßte und dankte, daß die goldblon
den Kinderlocken um das heiße Ge
sichtchen tollten. In den Sessel ge
schmiegt, setzte das Wunderkind zu
neuem Spiel an. Ein Zigeunerlied
riß die Zuhörer in immer wildere Be
geisterung.
Als der Vorhang endgültig fiel, er
hob sich Andrea mit müder Bewegung
aus ihrem Sessel. Schon schoben die
Diener die Käfige eines Dompteurs
für die nächste Attraktion auf nar
renden Rollen über die Bretter. An
drea wandte sich um. Halbgeschlos
senen Auges schritt sie durch eine ehre
dientlich raumgebende Artisennguppe
nach ihrer Garderobe.
Dort gab sie Anselm die Hand. Er
nahm ihr die Geige ab und bettete sie
sorgsam in den schwarzen Samt
kasten.
„Gehen wir heute aus, Andrea?“
Ein bittender Blick, von dem sie
wußte, daß er die Gewährung be
deute, war die Antwort.
„Also gut, dann schide ich Dir
gleich Deine Garderobe.“
Diese kam, wie allabendlich den
Arm voller Blumensträuße und seiner
Patete. Nichts war die Geigen
spielerin die Gaben auf einen unvor
bestimmten Schmittisch. Im Garde
robenhang schritt die elektrische
Klingel des artistischen Leiters. An
drea knüpfte das gestrohte Vordenband
aus der blonden Haardrucht.
„Vorwärts, Frau Kullnid, ich habe
heute gar keine Zeit!“ rief die junge
Künstlerin.
„Wie immer!“ höhnte resigniert die
Garderobiere, bereits beschäftigt, zwei
schöne weiße Atlaskleider von den
zierlichen Goldschuhen abzuhängen.
„Heber eine teuremaste Kaputttröge
schreit Andrea am Arme Anselm.
Ein hafter Frühlingswind hatte

längst dem Winter ein vorzeitiges
Ende bereitet. Fast schien es, als
ströme schon der Atem junggrünender
Matten in die hohen, nachdraufenden
Straßen.
In einem palastartig beleuchteten
Großcafé schmiegte sich Andrea in die
tiefste Ecke eines roten Plüschsofahs.
Anselm hielt ihre Hände fest um
schlossen. Eine Welle schwiegen sie
beide. Licht und Lachen und Walzer
gewir harter Geigen nahmen die
Sinne raufschändlich gefangen. Men
schen kamen und gingen. Ein Kellner
klappete mit einem Nadelstößel auf die
Steinplatte des kleinen runden Tisches.
An dem Mädchen schienen all diese
kleinen Ereignisse wie eine Pantomime
stumm vorüberzuwandern, als wären
Nebel an ihren Augen vorüber. Erst
als die kleine Violintopfele ein Volks
lied spielte, als die schlichten, tiefen
Töne, wie ein Dorfkind einfach, in
den läuleneitragenen, goldbronzever
zerten Raum traten, hob Andrea das
kleine Köpfchen von der Schulter An
selms.
„Glaubst Du nun nach dem heuti
gen Abend auch noch immer, daß ihr
Beifall weiter nichts als Mitleid ist?“
„Nein“, es, wie Du weißt, Andrea,
Beiwunderung für eine Kinderleistung,
Freude am Kontrast, und für Dich,
ich kann's nicht ändern, ein klein
wenig Mitleid.“
„Ich bin kein Kind mehr!“
„Gewiß nicht! Mit 17 Jahren ist
man kein Kind mehr. Aber auf der
Bühne bist Du's noch. In Deinem
Kinderleidchen, mit Deinem Kopf
niden, Deinem Spiel.“
„Mein Spiel ist nicht kindlich!“
„Aber auch keine Kunst!“
„Und was ist das, was Du den
Leuten bietest?“ Ist das etwa
Kunst?“
„Zirkuskunst! Ja — Leider!“
Andrea schwieg, und auch Anselm
blickte nur vor sich hin.
Das alte Volkslied klang aus. Die
Uhr rief über Mitternacht. Nur
noch wenige Worte wurden zwischen
den beiden gewechselt. Endlich hob
sich Anselm. Er begabte den Kell
ner.
„Komm, Andrea, heut finden wir
das rechte Wort nicht mehr!“
Das Mädchen fühlte den schmerz
lichen Klang, der durch seine Stimme
gitterte.
Auf der Straße schob sie ihre Hand
unter seinen Arm.
„Sei gut, Anselm!“
„Erfülle mir eine Bitte, Kind, ich
bitte Dich selten um etwas. Eine
große Bitte. Komm morgen zeitig
mit mir vor die Stadt. Früh, wenn
die Sonne aufgeht. Du kannst dann
morgen zu einer anderen Zeit schlaf
en.“
„Und was wollen wir da?“
„Das lag nur meine Sorge sein!
Du kommst, Andrea?“
„Ja.“
Ueber Nacht war dann wirklich der
Frühling gekommen. Zeitiger als
sonst hatte sich die Sonne erhoben, im
Bewußtsein der Fülle der Arbeit, die
sie in Feld und Wald und Menschen
bergen zu leisten hatte. Sie stand
schon hoch am Himmel, als die beiden
jungen Wanderer die letzten Häuser
der Stadt hinter sich ließen. Ihr
Weg führte sie an einem Erlebrück
entlang. Allmählich verblaßte das
surrende Geräusch der Großstadt.
Freier wurde die Luft, von Sonnen
wärme durchströmt.
„Siehst Du“, sagte Anselm, so
jung haben wir den Tag lange nicht
gesehen!“
„Und so schön.“
„Wir Nachtvögel, wir!“
Sie blieben an einem Busch stehen,
der, ganz und gar von Tauperlen
überfüllt, in der Sonne glitzerte und
blinzte.
„Ob in mein Haar auch soviel Per
len kommen, wenn ich den Hut ab
nehme?“
Er lachte. „Versuchs doch!“
Da hing sie den einfachen Hut an
einem Bind an den Arm. Die kurz
gehaltenen Locken gaben ihrem Gesicht
etwas knabenhaft Mutiges. Langsam
schritten sie weiter.
„Du wirst nun wissen, was ich Dir
erzählen will!“
„Ja, richtig!“ Die Geigenpielerin
hatte in der Pracht des frühen Mor
gens fast vergessen, warum sie An
selm heute so zeitig gewandt.
„Wir haben Engagementsschwierig
keiten?“
„Ja, Andrea! Man will die hohen
Summen für das kleine Wunderkind
nicht mehr bezahlen.“
„Und warum?“
„Weil das Wunderkind kein Kind
mehr ist!“
Andrea sagte darauf nichts. Der
Blick am Boden schritten beide Mann.
„Was soll nun werden? Jetzt schon
singt die Geige an zu fallen. Und
dann kommen die Jahre und das
Alter und die Zukunft. — Was soll
dann werden?“

„Ich will zur Bühne, Anselm! Zu
einer großen Oper!“
„Dazu kannst Du zu wenig. Und
das Geld zur Ausbildung?“
„Es wird sich finden. Ich will
Tag und Nacht arbeiten. Dann wird
es schon gehen.“
„Geld findet sich nicht so leicht.
Aber wenn Du glaubst? Ich habe
auch noch ein paar Ersparnisse, die
Dir über die erste Not hinweghelfen
werden. Die geb' ich Dir natürlich
mit.“
„Und Du, Du kommst nicht mit?“
„Was soll ich noch da bei Dir?“
„Anselm!“
„Es klang traurig und littend zu
gleich.“
„Ich werde Bühne Bühne sein las
sen! Ihr Lachen über mich ist wie
ein Peitschenhieb, wie Hohn! Ja,
Andrea, ich hab's nicht länger aus.
Ich bin jung und stark und — er
sah nicht gleich das rechte Wort, —
stark bin ich, Andrea! Ich werde ein
Mensch! Wie all die anderen, die
jeden Morgen froh und mutig an ihre
Arbeit gehen. — Sieh nur, wie dort
drüben die große Stadt aufwacht, wie
ein Räderwerk, das langsam, aber
ebern in Gang kommt. Wie die
Schote tauchen, die Arbeit almet, wie
alles zum Leben drängt und die Pulse
hien entgegenschlagen. — Komm, ein
sam wird's hier, wie ein Feiertag ohne
Fug und Recht. Laß uns zur Stadt
gehen. Belauschen und beneiden will
ich sie, die gerade und ehrlich an ihr
Tagewort schreiten, für die die Sonne
aufgegangen ist, die junge Morgen
sonne, die Dein blaßes Gesicht kaum
noch kennt. — Komm, Andrea, bleib
bei mir. Du wirst dort nicht glück
lich. Ich will für Dich arbeiten!“
„Anselm! — Und meine Träume?“
„Alle meine liebsten, schönen Träume?“
„Das Leben ist hart und braucht
Deine Träume nicht. Und die Men
schen sind hart und brauchen die
Traumkinde nicht. Sie verstehen
sich nicht auf Träume und Deine
Geige. . .“
Sie schritten die Stadt zu.
Der letzte Morgenhauch hob sich frei
in großen, sonnerbesten Schwaden
über das feinere Häusermeer, in dem
es voll von Leben wogte und brannte.
Aneinander vorüber hasteten die Men
schen. Und doch wich ein jeder dem
andern aus, als achte er auf seinen
Weg und seine Arbeit. Erst wollte
es den beiden scheinen, als drückten
die hohen Hauswände mit ihrer fei
nernen Starche und der Wucht ihrer
Unbeweglichkeit. Aber dann kam ein
Sonnenschein und Hinübergriffe von
Hauswand und Fenster Scheiben und
irgendwoher aus der Tiefe des feiner
nen Meeres ein rausendes Kirchgloden
läuten, wie ein Mahnruf des Glücks.
Da war es Andrea, es müßte sie die
Arme weit in die blauerde Frühlings
luft reden, das große, traumhafte
Glück ihres Lebens zu empfangen.
Mit sonnenhaften Kinderaugen
blickte Andrea zu Anselm empor, als
zu einem, der sie zum Glück führen
sollte, und sei es selbst in kesselernder
Marschschritt hinter sonnenblin
denen Scheiben. Tief atmete sie die
warme, weiche Luft. Irgebmwo
würde das Glück schon wohnen, wür
den ihre Wunderträume eines Tages
in Erfüllung gehen. Man müßte es
nur suchen, das starke, junge Glück,
hier und dort, gleichviel. —
„Ja, Anselm! Es wird sich finden
lassen! Das Glück. Mein Glück!“
Da nahm er dankbar ihre Hand.
Noch immer trug sie den Hut in
träumerischer Verunsicherung am Arm.
„So wird mein Wunderkind ein
richtiger, tapferer Mensch!“
„Ja, Anselm! Das will ich wer
den!“
— Im Joren. — Vater (zu sei
nem Sohn): Ich habe dir eine gute
Erziehung angedeihen lassen und al
les getan, um aus dir einen brauch
baren Mann zu machen, und was ist
die Frucht meiner Bemühungen? —
Doch Du ein Fräuchtl geworden
bist!
— Erstaunlich. Herr: „Bild
es in Afrika auch Springel?“
„Afrikareisender?“, Nein, dort wer
den Krokodile und Haiische mari
niert, von denen ein einziger für
ein ganzes betrunkenes Regierdort
hinreicht.“
— Rein Frauenfreund. —
„Die Lehrerin“, sagt die Mutter vor
wurswoll, „betragt dich über dich; im
letzten Monat hast du keine einzige
Aufgabe richtig gelöst. Wie kommt
das?“
„Ach“, entgegnete das Mädchen,
„wenn ich keine Fehler mache, gibt es
immer einen Ruh.“
— So leben wir, so leben wir alle
Tage.“ song der Obermann, da prü
gelte er sich mit seiner Frau.